
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 93. Bromberg, den 23. April 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

3.

Inge war frisch und unternehmungslustig, dem Abend in Berlin noch so viel wie möglich abzugewinnen. Am nächsten Morgen mußte sie weiter — dann hieß es, vier Wochen Kleinstadtleben über sich ergehen lassen.

Kurt hatte sie an der Sperre erwartet, beide begrüßten sich, als hätten sie sich erst gestern getrennt. Das gab ihrer Freundschaft einen so festen Halt, daß sie auch die öden Strecken des Getrenntseins überdauerten, auch dann, wenn Schreibfaulheit oder Zeitmangel nicht einmal zu einer schriftlichen Nachricht reichten. Man war voneinander getrennt, hatte seine eigenen Sorgen und Interessen und nach Wochen oder gar Monaten sah man sich wieder und fand sich sofort im neuen Umkreis zurecht.

Sie fuhren zum Hotel, und während Kurt in der Halle wartete, machte sich Inge zurecht. Als sie herunterkam, sah sie in ihrem einfachen und vielleicht gerade durch seine Schlichtheit auffallenden Abendkleid so entzückend aus, daß Kurt alle seine Sorgen vergaß und nur dem Augenblick zu leben beschloß. Mochte der Freund sehen, wie er sich weiter half, für ihn gab es heute keine Schwierigkeiten und Sorgen! Die ganze Geschichte hatte für ihn nur so weit Bedeutung, als sie ihm erlaubte, heute etwas verschwenderischern zu sein als sonst. Er, als zukünftiger reicher Erbe, konnte sich das wohl schon leisten!

Inge hatte ihn gebeten, zu Fuß zu gehen, und so schritten sie in dem herrlichen Abend durch den Tiergarten nach dem Westen hinaus, Inge in ihrem Frühlingsmantel und Hut selbst für Berliner Verhältnisse elegant, er, wenig ansehnlich, in seinem etwas vertragenen grauen Mantel, dessen versteckte Mängel die Abendsonne unbarmherzig hervorzerrte. Aber das konnte ihn heute nicht stören.

An der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche blieben sie stehen. Inge sah mit weiten Augen auf das Gebrodel des Verkehrs, auf die strahlenden Lichtreklamen, die schon mit dem sinkenden Tageslicht zu wetteifern begannen, und atmete auf.

„Das ist wie ein Stahlbad", sagte sie lachend. „Wenn man aus so einer kleinen Universitätsstadt kommt, die nur aus ein paar Gelehrtenfamilien und den Honoratioren besteht, dann möchte man sich kopfüber hier hineinstürzen, um wieder zu spüren, daß man lebt, wirklich und wahrhaftig lebt, daß man Blut in den Adern hat und etwas schaffen kann."

Kurt zuckte die Achseln.

„Na ja, ist ja sehr schön, aber ich muß gestehen, es ist mir zu laut hier, zu viel Gestank und Staub dabei. Ja, wenn man in einem dieser Wagen sitzt, dann sieht die Welt sich ganz anders an, aber als Fußgänger hier am Rande der Herrlichkeiten stehen, sich einstauben zu lassen, das ist doch alles andere als ein Stahlbad."

Inge lachte.

„Ach, ihr Großstädter! Laß mir doch meine Freude. Wenn du erst einmal anfangen solltest, ernsthaft zu arbeiten, dann wird dir die Schönheit dieses Trubels auch noch aufgehen. So, und jetzt möchte ich etwas essen."

In einem der eleganten Weinrestaurants der Zoo-Gegend nahmen sie sich einen kleinen Tisch. Kurt stellte das Essen mit gutem Geschmack zusammen, fand eine Flasche 21er Saarweins und die beiden versanken völlig in die leiblichen Genüsse. Erst bei der Zigarette kam das Gespräch wieder in Gang. Inge erzählte von ihren Arbeiten und berichtete vor allem die große bisher verschwiegene Überraschung, daß sie umgesattelt hatte.

„Nanu?" rief Kurt, „weshalb hast du denn das Medizinstudium aufgegeben?"

Inge antwortete: „Ich weiß eigentlich nicht recht, wie das alles gekommen ist. Vielleicht hat die kleine Universität mit ihrer altväterlichen Gemütlichkeit, ihrer sonnigen und milden Schönheit die Hauptschuld an dieser Wandlung. Im Grunde aber war es Sehnsucht, Sehnsucht nach Leben und Betriebsamkeit, nach Arbeit und Menschen — und vielleicht auch noch etwas anderes." Sie sah ihn einen Augenblick lächelnd an.

„Und zu welchem Fach bist du nun übergegangen?"

Volkswirtschaftslehre, Handelswissenschaft. Ich habe neben den Kollegs noch auf einer kleinen Handelsschule Kurse in Stenographie, Buchführung, Schreibmaschine belegt, höre auch naturwissenschaftliche und technologische Vorlesungen, kurz, ich bereite mich auf das Wirtschaftsleben vor, wie das eine gründliche Frau nicht intensiver tun kann."

Kurt schüttelte staunend den Kopf.

„Buchführung, ausgerechnet! Schreibmaschine!"

Er nahm ihre Hand und betrachtete sie aufmerksam.

„Glaubst du, das Tippen hat schon seine Spuren hinterlassen?"

„Nein, ich stellte mir nur diese kleine Hand vor, wie sie das Riesengetriebe eines modernen Großunternehmens lenken wird."

Inge lachte froh auf. „Bis dahin hat es wohl noch lange Zeit. Vorerst heißt es: lernen, lernen und nochmals lernen! Der Grundsatz muß heute eben sein: stets etwas zu können, was andere nicht können. Das ist das Geheimnis aller Erfolge."

„Deine Energie ist bewundernswert. Wenn ich mir vorstelle, ich sollte mich hinsetzen und für irgendeinen Beruf mich in dieser Weise vorbereiten. — Aber jetzt habe ich meine Sensation bald vergessen. Stelle dir vor und staune: ich bin Millionär! Nein, bitte, lach mich nicht aus, wirklich, ich habe Onkel Germanns heimlichen Reichtum geerbt! Wie wär's da, wenn du als kaufmännische Leiterin in meinen Betrieb eintreten würdest? Denn irgend etwas werde ich mit dem Gelde doch anfangen müssen."

Auf Inges stürmisches Befragen erzählte er ihr die ganze komplizierte Geschichte, schilderte die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, und rückte

neidlos Breunings Fähigkeiten in das hellste Licht. Hier, in der gemütlichen Ecke des schönen Restaurants, erregt von dem Genuß des edlen Weines, sah er die Zukunft wieder recht rosig an und hatte feste Zuversicht auf ein glückliches Gelingen.

Inge folgte seinen Erzählungen mit größter Spannung, unterbrach ihn immer wieder durch einen bewundernden Ausruf.

„Dieser Breuning muß ja ein fabelhafter Mensch sein", meinte sie schließlich, „also, auf das Wohl des zukünftigen Millionärs!" Sie hob das Glas und sah den Freund warm an. Er versank in diesem Blick, und wie unter einem Befehl hob auch er das Glas und sagte leise: „Dann auch auf dein Wohl, Inge, und deine Pläne!"

Inge setzte das Glas nieder, ohne zu trinken und sah einen Augenblick still vor sich hin, die Hand spielte nervös am Glase. Dann, mit einem Ruck, hob sie den Kopf, schüttelte ihn leicht, und trank ihm fröhlich zu.

Aber die Stimmung war gestört, Inge blieb nachdenklich, und auch Kurt befand sich in einer sonderbar zwiespältigen Verfassung. So zahlten sie bald, und Kurt brachte Inge im Wagen nach Hause. Schweigend saßen sie nebeneinander, und der Abschied war sehr kurz. Inge versprach, ihn zu benachrichtigen, wenn sie wieder durch Berlin kommen sollte, dann trennten sie sich.

Kurt stieg in den Wagen — „Zur Barberina!" rief er dem Führer zu — und fuhr zurück nach dem Westen, um seine verlorene Stimmung im Lärm des Nachtlokals wiederzufinden. Müde und abgespannt kam er erst gegen Morgen nach Hause und schlief sofort ein.

Erst gegen Mittag erwachte er, und sein erster Gedanke war: Breuning! In jäher Ernüchterung sprang er aus dem Bett und zog sich in rasender Eile an. Er durfte ja auf keinen Fall die Verbindung mit Breuning fallen lassen, jetzt weniger denn je!

Eine kalte Dusche und die Fahrt durch die frische Luft taten ihm gut, und verhältnismäßig erfrischt langte er bei dem Freunde an.

Breuning empfing ihn nicht mit Vorwürfen, er kannte Kurt gut genug, um sich ungefähr den Verlauf der letzten Nacht zusammenreimen zu können. Vorwürfe würden auch nicht gefruchtet, höchstens geschadet haben.

„Also an die Arbeit", sagte er nur kurz und nahm wieder die Erzählung Doktor Bischoffs vor. „Es handelt sich hier um eine große Bibliothek", sagte er dann nach einigem Nachdenken. „Aller Wahrscheinlichkeit also doch wohl um die deines Onkels. Wir müssen darum dort unsere ersten Nachforschungen aufnehmen."

Die Freunde wanderten zu dem kleinen Hause Doktor Germanns, das die Wirtschafterin noch immer bewohnte. Sie schloß ihnen die Bibliothek auf, und die Freunde begannen das Suchen.

„Es ist natürlich nicht möglich, zu erraten, was dieser Satz: „ein Buch, das in seiner Art einzig in dieser Bücherei ist" bedeuten soll. Wir müssen uns zuerst einen Überblick über das Vorhandene verschaffen."

In Kurt erwuchs eine sonderbare Lust, seinen Geist anzustrengen, um womöglich dem Freund den Rang abzulaufen. In einer plötzlichen Eingebung erzählte er dem Freunde, wie er seinerzeit die Zettel in diesem Zimmer gefunden hatte.

„Vielleicht handelt es sich um dieses Buch. Ich fange an zu glauben, daß der Onkel die Zettel absichtlich als Lockvögel in dieses Buch gelegt hatte."

Breuning nickte.

„Das ist durchaus möglich", meinte er langsam, welches Buch war es denn?"

Kurt suchte einen Augenblick, dann zog er ein dickes Buch aus den Fächern. „Hier dieses, und die Zettel liegen noch zwischen den Seiten."

Breuning überflog die Blätter nur kurz.

„Dem Inhalt nach ist dieses Buch kaum einzig, aber die Sache mit den Zetteln könnte stimmen. Immerhin ein Werk, das über dreißig Jahre alt ist, und ausgerechnet von der Physiologie des Menschen handelt. Auf alle Fälle wollen wir noch weiter suchen."

Die beiden Freunde schritten wieder an den Regalen entlang, griffen hier und da in die langen Bücherreihen, blätterten und stellten die Bände dann wieder zurück. Kurt suchte gerade im medizinischen Fach, als er plötzlich stockte.

„Werner!" rief er, „hier in diesem Buche liegen die gleichen Zettel wie in dem andern!"

„So etwas habe ich mir ungefähr gedacht", sagte Breuning, „also sind wir auf falscher Fährte. Wir müssen systematischer suchen, so auf das Ungefähre hin können wir nichts finden. Übrigens, hat dein Onkel eigentlich viele Bücher geschrieben", fragte er plötzlich.

„Ich habe keine Ahnung", antwortete Kurt, „soviel ich mich entsinnen kann, hat Onkel Germann überhaupt nur Aufsätze für Zeitschriften geschrieben."

„Eins hat er zum mindesten geschrieben, denn ich habe es hier eben gefunden. Wir wollen jetzt alles durchsuchen, ob wir noch irgendein anderes Werk deines Onkels finden."

Mit erneutem Eifer stürzten sie sich in die Arbeit. Nach einer halben Stunde waren sie ungefähr fertig, aber sie hatten nichts gefunden.

„Also ist es dies Buch", meinte Kurt, „das ist wirklich einzig in dieser Bibliothek."

„Unbedingt", sagte Breuning. „Wir wären also wieder ein bißchen weiter. Du hast jetzt die erfreuliche Aufgabe, das Ganze durchzulesen und den betreffenden Satz herauszusuchen."

Kurt nahm den Band in die Hand. „J. M. Multons Leben, die Biographie eines Siegers", lautete der Titel.

Die Freunde verließen das Haus, und Kurt fuhr sofort in seine Wohnung, um sich an die Lektüre zu machen. —

Er nahm das Buch mit ziemlichem Mißtrauen zur Hand. Er war nie ein besonderer Bücherfreund gewesen, und der Stil dieses Buches konnte zuerst auch nicht zum Lesen reizen. Mit vielen Mühen wand er sich durch die Einleitung hindurch, die sich in allgemeinen Weisheiten und Theorien erging, historische Betrachtungen mit allgemein psychologischen verband und im Grunde recht „unverdaulich" war. Hier war sicher kein Abschnitt, der ihm den „ersten Schlüssel" geben konnte.

Dann aber begann er sich bald festzulesen. Selbst in der etwas schwerfälligen Darstellung seines Onkels las sich dieses Leben so spannend, daß er eine Unterbrechung der Lektüre als Störung empfunden hätte. Hier war ein Mensch, der das Leben eisern anpackte und es zwang, sich seinem Willen zu beugen.

Unwillkürlich mußte er an Inge denken, wie sie so voller Begeisterung den Großstandtverkehr beobachtet hatte, um das Tempo des Lebens zu spüren und Schaffenskraft in sich aufzusaugen. Dies wäre ein Buch für sie! Dieser Aufstieg des kleinen aLufjungen zum beherrschenden Besitzer der großen Multon-Werke, ein Aufstieg, wahrlich aus eigener Kraft heraus, erzwungen durch die Intensität der Arbeit, das war — Inge hatte recht — das war wirklich etwas Erfrischendes.

Er las sich in eine warme Begeisterung für die Leistung dieses Manns hinein, ja, es gab Augenblicke, da träumte er wie ein Junge, träumte von Leistungen und Erfolgen und Reichtum, ohne zu bedenken, daß er mitten auf dem Wege war, diesen Reichtum zu erringen. Es war doch wirklich etwas Schönes um Arbeit und Schaffen, etwas viel Schöneres, als er bisher geglaubt hatte. Er hatte in der Arbeit bisher eigentlich immer nur das Sichmühen um den Lebensunterhalt gesehen, hatte noch keinen Begriff erhalten von der Freude am eigenen Werk, das Selbstgenuß und Selbstwert ist.

Die ganze Nacht saß Kurt am Schreibtisch und durchflog die Seiten. Er hatte schon ganz vergessen, daß er etwas Bestimmtes suchen sollte, so packte ihn der Inhalt des Ganzen. Er erlebte den langsamen Aufstieg Multons mit, den zäh errungenen Sieg und die harten Kämpfe um den Bestand des großen Werkes, das aus einer kleinen alltäglichen Erfindung heraus erwachsen war.

Ja, das war ein Ziel: etwas entdecken, was jeder brauchte, und wenn es noch so einfach war. Inge hatte wieder recht: es kam darauf an, daß man etwas beherrschte, was kein anderer konnte.

Und plötzlich stieß er gegen Ende des Buches auf einen Absatz, der der Gesuchte sein mußte! „Es ist der grundlegende Fehler aller Erfinder", so hieß es da, „daß sie an den Fesseln der Entwicklung hängen. Die theoretische Wissenschaft arbeitet ihnen vor, und sie kommen mit ihrer Praxis hinterher. Jeder, der auf diesem Gebiete etwas Besonderes leisten will, muß sich mit den neuesten For-

schungen der Wissenschaft vertraut machen, muß die letzten Erkenntnisse praktisch auszudeuten versuchen, dann hat er einen großen Vorsprung vor allen Mitstrebenden, einen Vorsprung, der allein sicheren Erfolg verbürgt."

Kurt legte sich aufatmend im Stuhl zurück. Das war der Absatz, hier war die Konsequenz des ganzen Buches gezogen, das war das Lebensprinzip, das sich Multon als Leitfaden erkoren, und damit hatte er seine Erfolge errungen.

(Fortsetzung folgt)

Osterglocken.

Eine Festtagsgeschichte.

Von Käthe Brustat-Schnedermann.

Nun war alles geschafft: der letzte Fußboden gescheuert, der letzte Stuhl blankgerieben, das letzte Fenster geputzt. Schneeweiß blähten sich die frischaufgesteckten Gardinen im Frühlingswinde, und in der Küche duftete es verheißungsvoll nach Kuchen . .

„Ostern auf dem Lande ist doch zu schön!" dachte Hanne Müller und schritt durch den sauber geharkten Vorgarten. Überall grünte und blühte es schon, Himmelsschlüssel und Bienensaug leuchteten im Rasen, die Obstbäume trugen dicke Knospen und die Büsche und Sträucher waren mit einem duftigen Schleier kleiner, zartgrüner Blättchen bedeckt . . . Hanne bückte sich hier und da und im Umsehen hatte sie beide Hände voll Grün und Blumen. Sie wandte sich mit ihrer lieblichen Last dem Hause zu, um die Zimmer zu schmücken. Dann sah doch alles erst so recht festlich aus, wenn überall in Vasen und Schalen grüne Zweige standen, wenn Primeln und Veilchen dufteten . . . Mit dem Mittagszuge würden wohl schon die ersten der langjährigen Ostergäste aus der Stadt kommen, und die sagten immer, daß gerade dieser Tag vor dem Feste das Allerschönste sei... In der Stadt, so meinten sie, da merkt man gar nicht so viel davon, erst in den Festtagen selber sieht man geputzte Menschen, die ausnahmsweise einmal Zeit zu haben scheinen . . . Wie anders hier draußen! Da laufen schon tagelang vorher die Frauen mit Kuchenblechen — Festbesuch kommt bei dem und jenem an und lehnt, festtäglich gekleidet und gestimmt, über den Zaun . . Und in alledem Blühen und Duften, bei Vogeljubel und Frühlingssonnenschein erwacht ganz von selber in allen Herzen die Osterhoffnung und die Osterfreude . . .

In allen? Hanne Müller seufzte. Unwillkürlich blieb sie stehen und sah zum Nachbarhaus hinüber. Auch dort war alles blankgeputzt und festtäglich geschmückt, auch dort flatterten die frischgewaschenen Gardinen, auch dort roch es nach Kuchen. — Aber Osterhoffnung und Osterfreude? Ach, sie wußte wohl, die waren da nicht zu finden . . . Es gab dort ein Leid, das auch durch die lachende Ostersonne nicht zu vertreiben war — —Warum mußte der Nachbarssohn vor wenigen Wochen seine gesunden Glieder in dem großen Werke lassen, in dem er als tüchtiger, junger Techniker gearbeitet hatte? Es war mehr durch den stürzenden Balken zerschlagen. als sein Bein — und es war mehr durch dies Unglück zerstört, als seine vielversprechende Laufbahn . . . Auch anderer Leute Hoffnungen und Wünsche mußten nun schweigen, denn das Wort, das in diesen Ostertagen hatte gesprochen werden sollen, fiel nicht. — Die Frage, auf die ein blondes Mädel in heimlicher Seligkeit gewartet hatte, sie wurde nicht gestellt . . .

Hanne Müller stand und sah auf die lange Reihe der goldgelben Osterglocken, die auf der Rabatte vor ihr blühten. Sie wuchsen nicht im Nachbargarten, und doch liebte Fritz ihren Duft so sehr. — — Damit hatte es angefangen, daß er sie über den Zaun hinweg um ein paar Osterglocken bat — und damit hatte es auch aufhören sollen . . . „Wenn die Osterglocken wieder blühen", hatte der Fritz gesagt, „dann . . ." Ja, dann? Jetzt war alles anders geworden.

Wie unter einem Bann legte Hanne die ganze Blütenpracht, die sie im Arme hielt, auf dem Rasen nieder und bückte sich noch einmal . . . Sie pflückte von den Osterglocken, so viele sie nur halten konnte — und dann schlüpfte sie hastig aus der Gartenpforte.

Es war noch zeitig am Morgen, und niemand begegnete ihr auf dem kurzen Wege über die Straße. Auch im Nachbargarten war alles still, und sie hoffte, ihren Ostergruß ungesehen in das Gartenhäuschen legen zu können, in dem Fritz jetzt immer saß und sich in der Frühlingssonne wärmte . . . Aber sie stutzte und stand still — denn da stand schon sein Liegestuhl, und die Krücken daneben. — —

Gerne wäre sie zurückgelaufen, aber es war schon zu spät. Er hatte sich aufgerichtet und sah dem unerwarteten Frühbesuch entgegen. Da wußte sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie ihm den Strauß entgegenstreckte und ein zaghaftes „Fröhliche Ostern!" stammelte.

Er rührte sich nicht, um die Spende zu empfangen, und seine finstere Miene erhellte sich nicht. „Machst du schon in aller Frühe Krankenbesuche?" murrte er. „Ich danke für die gute Meinung. Aber — Blumen brauche ich nicht!"

Die Tränen wollten ihr kommen bei der unfreundlichen Begrüßung. Aber sie sah in sein blasses Gesicht und riß sich zusammen. Ja, sie brachte sogar ein kleines, unbefangenes Lachen zustande. —

„Du brauchst mich nicht anzustarren, als wolltest du mich zum Frühstück verschlucken!" sagte sie möglichst leichthin. — „Sag' mir lieber erstmal guten Morgen! Und die Osterglocken kannst du ruhig hinnehmen — hast du nicht immer gesagt, daß du sie so gerne magst? Voriges Jahr hast du mich selber darum gebeten." —

Widerwillig nahm er den dargebotenen Strauß und legte ihn rasch beiseite. „Voriges Jahr war alles anders! Was man da wünschte und dachte ,das gilt heute nicht mehr —" sagte er heiser und sah finster auf das lahme Bein. —

Sie war seinem Blick gefolgt. „Was sagt der Doktor?" fragte sie leise, und er zuckte die Achseln.

„Was soll er sagen?" grämelte er. „Geduld — Geduld — und nochmals Geduld! Mit den Dingern — er wies auf die Krücken — kann ich mich lange schleppen!"

„Aber du wirst sie doch nicht immer gebrauchen — —"

„Immer wohl nicht", sagte er zögernd. „Aber so wie's war, wird's niemals wieder. Ich werde ja mit der Zeit wieder gehen können — aber mit dem Beruf ist's aus. Das Gehen und Stehen und die weiten Wege — das geht nicht mehr!" Er hielt inne und versank in Grübeln.

„Sie wollen mir ja Arbeit vom Werke schicken!" fuhr er fort. „Der Oberingenieur sagt, ich sei sein bester Zeichner, und es gäbe vieles, was ich hier zu Hause für ihn machen könnte. Rente bekomme ich auch — zu verhungern brauche ich nicht! Aber was ist das alles? Man hat es sich doch so ganz anders gedacht."

In hilfloser Ungeduld schlug er auf die Lehnen seines Stuhles und schob die Decke zurück, als sei ihm heiß geworden.

„Mein Leben hat nun keinen Wert mehr!" sagte er heiser. „Und bei nächster Gelegenheit mache ich Schluß." —

Hanne Müller stand und sah nieder auf seinen dunklen Kopf. Draußen auf dem Kieswege des Gartens jagte sich ein Buchfinkenpärchen — jetzt flog das Männchen auf einen Zweig und stieß schmetternd seinen jubelnden Brautruf aus. Die kleine schüchterne Hanne aber war plötzlich von seliger Ostergewißheit erfüllt. — —

„Du solltest dich schämen, Fritz!" sagte sie energisch. „Ein junger Mensch, der das Leben noch vor sich hat, darf nicht gleich verzweifeln! Wenn man nicht Viere lang fahren kann, tut's ein Einspänner auch. — Die Hauptsache ist, daß man überhaupt vorwärtskommt!"

Und dann — sie wußte selber nicht, wie ihr die Worte zuflogen — sprudelte sie alle ihre Pläne heraus. Sie, die vor Schüchternheit sonst keine drei Worte herausbrachte, redete plötzlich wie ein Buch . . .

Von der Plätterei für die Sommergäste, die sie gerne einrichten wollte, sprach sie, und von der Schneiderstube für junge Mädchen im Winter. Wenn man die Sache richtig anfing, konnte es ein gutes Geschäft werden . . . Aber man mußte jemanden haben, der die Bücher führte und die Briefe schrieb — jemand, der mehr gelernt hatte, also so ein kleines dummes Mädel. — In der kleinen Stube unten konnte man das Bureau einrichten und vor die breiten Fenster paßte gerade der Zeichentisch. —

Und mitten im Pläneschmieden hielt sie inne. Denn der Fritz, der erst widerstrebend und dann immer gespannter, mit immer heller werdenden Miene zugehört hatte, fing plötzlich an zu lachen. —

„Hanne, du kannst ja mit einem Male reden?" sagte er. „Du sprichst ja wie ein Professor!"

Da war all ihr Mut wie weggeblasen. Blutrot stand sie da und senkte den Kopf und fand kein armes Wörtchen — und auch sein lachendes Gesicht wurde schnell wieder dunkel. —

„Das ist alles gut und schön —" sagte er langsam, „und dein Plan ist nicht dumm. Die Geschichte möchte wohl gehen — aber ein Fehler ist doch dabei." Er schob die Osterglocken von sich, daß sie über den Rand des Tisches zu Boden fielen. „Ein halber Mensch bleibt ein halber Mensch!" sagte er hart. „Wenn dies nicht gekommen wäre, hätte ich dich heute etwas gefragt — aber so . . . Nein, kleine Hanne, meine Hoffnungen liegen im Grabe, und die stehen nicht wieder auf . . ."

Es war ein Schweigen in dem sonnendurchleuchteten Gartenhäuschen. Und dann bückte sich Hanne Müller und nahm den Osternglockenstrauß vom Boden auf. Sie legte die duftenden Blüten ihrem eigensinnigen Liebsten auf die Schulter und ihren kleinen blonden Kopf dazu. Ihre Hoffnungen lagen nicht mehr im Grabe — nein, sie saßen schwingenschlagend, flugbereit in der Frühlingssonne, wie draußen der Zitronenfalter . . . Aber für Fritz, das fühlte sie, mußte sie erst noch den Stein fortwälzen . . . Ja, sie mußte auch dies Letzte tun. —

„Fritz, lieber Fritz —" sagte sie leise und schmiegte ihre heiße Wange gegen die seine. „Wenn du nicht fragen willst, so frage ich . . . Meinst du nicht, daß mir ein Mann, den ich lieb habe, mit einem lahmen Bein besser gefällt, als einer auf zwei gesunden Füßen, den ich nicht leiden kann? Antworte mir — Fritz!"

Und dann fingen die Osterglocken an zu läuten, die großen, ehernen, und sie trugen ihre Freudenbotschaft weit hinaus ins lachende Land. Die kleinen gelben Frühlingsglocken aber lagen wieder einmal an der Erde, und diesmal hob sie niemand auf . . .

Aber das schadete nichts! —

Schmuggler-Romantik auf der Ostsee.

Von Hermann Scharfenberg.

Um den „Schmugglerkönig von der Ostsee" ist es still geworden. Zehn Länder hatten auf ihn Jagd gemacht, ohne ihn zu erwischen. Schließlich lud er die Vertreter der verschiedensten Zeitungen zu einem Stelldichein in die Dünen bei Aarhuus ein und gewährte ihnen ein Interview, in dem er betonte, daß er bereit sei, mit der Seepolizei Frieden zu schließen.

Es muß ein recht unruhiges Leben gewesen sein, das der „Schmugglerkönig" in den zwei Jahren geführt hat. Jeder Falle, die man ihm stellte, verstand er aus dem Wege zu gehen oder entwischte doch noch im letzten Augenblick. Alle drahtlose Verständigung zwischen den einzelnen Prohibitions-Ländern nützte nichts. Sicherlich haben sie den Friedensvorschlag angenommen. Der „Schmugglerkönig" der Ostsee war ein Deutscher. Aber sein wahrer Name blieb unbekannt. Kein Volk an den Ostseegestaden kommt an Kühnheit auf dem Meere den Deutschen und den Schweden gleich, und diese sind als Schmuggler am gefürchtetsten. Viel Schätze wird der „Schmugglerkönig" nicht aufgespart haben! Oft genug mußte er die Trümmer seiner zerschossenen Boote im Stich lassen und von neuem anfangen.

Möglicherweise steht der Schmugglerkönig nun im Dienst der norwegischen Regierung und macht Jagd auf seine ehemaligen Parteigänger; man hat es vielleicht ähnlich wie auf dem Balkan und in Kleinasien gemacht, wo man Brigantenführer, deren man nicht Herr werden konnte, zu Gendarmerieführern erhob.

Wer da glaubt, in Europa gebe es keine wilde Romantik mehr, irrt sich sehr. Verhandlungen vor den Seegerichten in den deutschen Hafenstädten der Ostsee gewähren manchen Einblick in das waghalsige Leben der Alkoholschmuggler auf dem baltischen Meere; denn was heute dort vor allem und in großem Maße geschmuggelt wird, ist der Alkohol. Er kommt in die Länder, die entweder teilweises oder auch gänzliches Alkoholverbot haben.

In Deutschland kostet ein Liter Spiritus 7 Mark. Das Ausland bezieht ihn im großen von dort zum Preise von 40 Pfennig! Das ist wirklich ein gewaltiger Unterschied! Selbst die Polen liefern ihren Getreidefusel für 60 Pfennig das Liter. Verkauft wird er „hintenherum" in den Prohibitionsländern für den dritten Teil des Preises, den wir in Deutschland zahlen müssen.

Die Zustände auf der Ostsee sind ja oft grotesk. Wie ein großer, fahrbarer Schnapsladen liegt da ein Spritdampfer auf dem Meere. In kurzer Entfernung, im Hoheitsgewässer eines Landes, lauert ein Zollboot. Beide warten auf die Boote der Küstenschmuggler, die einen, um ihre Ware zu verkaufen, die anderen, um sie abzufangen.

Das große Spritschiff, das sich keiner Grenze nähert, sondern in entsprechender Entfernung von der Hoheitsgrenze kreuzt, gilt natürlich nicht als Schmugglerschiff, obgleich es nur mit den Schmugglern Geschäfte macht. Es gehört bekannten oder unbekannten Gesellschaften. Es gibt aber auch kleinere, flinke Dampfboote, die den Sprit gleich bis an eine verabredete, verschwiegene Stelle an der Küste fahren. Auch diese sind meistens von einer geheimen Gesellschaft ausgerüstet.

Die Seeleute, die für Schmugglerfahrten angeworben werden, müssen entsprechende Erfahrung haben und dazu geeignet sein. Bezahlung und Verpflegung sind sehr gut. Fast immer wird ihnen ein gewisser Betrag gewährleistet, außerdem erhalten sie bei gelungener Fahrt einen prozentualen Anteil vom Erlös. Manchmal — und zwar zu besonders gefährlichen Fahrten — werden Leute angeheuert, die gar nicht wissen, um was es geht, und darüber erst klug werden, wenn die Geschosse über das Deck fauchen. So traf vor nicht langer Zeit in seiner oberbayerischen Heimat ein Bursche ein, der an mehreren „Spritfahrten" teilnehmen mußte, endlich aber, als die Mannschaft eines Küstenfahrers nach einem guten Geschäft traumlos betrunken lag, entwischen konnte.

Viele Geschichten von Gefahr, Mut und „Schnippchenschlagen" erzählt man sich an der Waterkant. Ähnlich wie der am Anfang erwähnte „Schmugglerkönig" ist zurzeit ein Seemann berühmt, der den Spitznamen „Fleenz" führt und auch noch der „Suderwiecker" genannt wird. In allen Ostseeländern bekannt, hat er überall einen anderen Spitznamen. In Hangö z. B. heißt er „Däuwkirl!" weil er die Gewohnheit hat, bei jedem Satz zu sagen „Deuw, Kirl!" (Na, warte Kerl!" in drohendem Sinne). Die gefährlichsten und am strengsten bewachten Passagen nimmt er, ohne daß man ihn zu erwischen vermochte.

Einmal schien es unmöglich zu sein, sich an der finnländischen Küste durchzuschmuggeln. Die Zollbeamten hatten ihn scharf im Auge, und acht Tage lang konnte der Suderwiecker vor Gulkrona nicht vom Flecke. Da kam ihm ein Einfall. Die See ging mittelstark, die Nacht war mondlos. Er rüstete ein altes Segelboot aus, mit einigen verkleideten Holzpuppen bemannt und mit zwei Höllenmaschinen an Bord. Das Boot flog in die Luft. Alle Aufmerksamkeit samt den Scheinwerfern war auf die „Schiffskatastrophe" gerichtet, und „Däuwkirl" konnte bequem durch die Sperre schlüpfen.

Es wird in den Kreisen der Schiffer behauptet, daß die Schmuggler Unterseeboote besäßen. Dies ist sicher nicht wahr. Daß der Suderwiecker Schmugglerheld eine eigenartige Taucherkugel besitzt, die es ihm ermöglicht, sich längere Zeit unter Wasser zu halten und so in höchster Gefahr zu entwischen, kann jedoch durchaus stimmen. Den russischen Zollbeamten hatte man z. B. ein Schmugglerboot gemeldet. als man es erreichte, war die Ladung fort, auch der Suderwiecker.

Die Schmuggler benutzen vielerlei Beförderungsmittel, z. B. schiffähnliche, bis zwei Meter lange Eisenblechbehälter, die unter Wasser manchmal zehn Kilometer weit durch eine Winde von einem Spritschiff an ein Boot oder an Land herangeholt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.